

Bei den Schmugglern

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **4 (1914)**

Heft 49

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-644177>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein paar Wochen später sah einer von des verstorbenen Wirts Verwandten bei Dorothee im kleinen Stübchen und verspritzte das seit Jahren gegen Alexander angesammelte Gift.

„Er hintergeht Euch, Base, Ihr könnt es mir glauben. Wo im Land eine Lanzete ist, muß er dabei sein, und mit niemand anderm tanzt er als mit Warths Cilli.“

„Von Hintergehen ist bei Alexander und mir keine Rede, Better. Bin ich ein junges, eifersüchtiges Weib? Kandi ist mein Pflegeohn, und wenn es ist, wie Ihr sagt, Better, so tut er mir leid.“

In diesem Augenblick kam der, von dem sie sprachen, zur Tür herein.

„Der Better hat allerlei von dir zu erzählen gewußt“, sagte Dorothee. Da nahm der Besuch ohne weiteres Abschied.

„Was ist los?“ fragte unwirsch Alexander, der sich denken konnte, um was es sich handle.

„Er hat mir erzählt, was ich schon wußte. Daß du die Cilli Warth gern siehst. Wenn ich dir helfen könnte, Kanderli, ich würde es tun.“

„Da ist nichts zu helfen“, sagte er. „Da heißt es die Sache verheizen. Ich habe es mir ohnehin vorgenommen, nicht mehr hinüberzufahren. Es führt zu nichts Gutem. Aber daß nichts Schlechtes gegangen ist, brauche ich Euch nicht zu versichern, Bas Dorothee.“

„Ich habe nicht danach gefragt“, sagte sie einfach. „Als ich dir damals anbot, Traubenwirt zu werden, glaubte ich sicher, ich werde bald nicht mehr da sein. Ich dachte, so lange könntest du mit dem Heiraten warten. Jetzt bin ich doch noch da. Ich kann nichts dafür, Kander; es ist mir leid wegen dir.“

„Redet nicht so, Bas. So schlecht bin ich nicht, daß ich Euch den Tod wünsche.“

„Se nein“, begütigte sie. „So ist's ja nicht gemeint. Was scheint dir, kannst du noch ein wenig Geduld haben? Ich mache es gewiß nicht mehr lang. Hör' und sag' der Cilli, sie solle Geduld haben. Sag' ihr, du seist das Warten wert.“

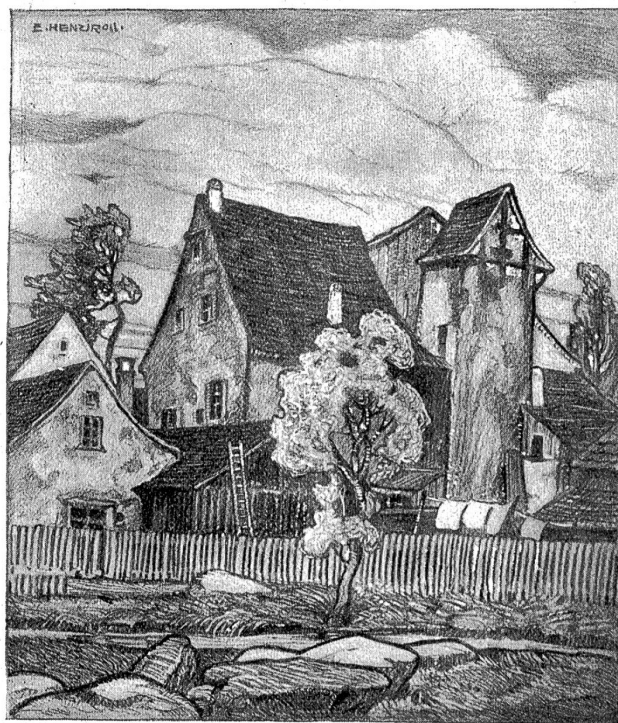
„Ihr seid bei Gott die Beste!“ rief Alexander. „Euch kann man sich als Muster nehmen.“

„Se, man lernt manches, bis man so alt ist wie ich, und das Gutsein lohnt sich noch am meisten.“

Darauf ging Alexander hinaus. Die Wirtin sah ihm nach und schüttelte den Kopf. —

Wieder war ein Jahr vorbei. Alexander und Cilli hatten sich oft gesehen, und es war nicht beim Sehen geblieben. Sie hatten es sich gesagt, wie lieb sie sich hatten.

Cilli nahm einen Dienst an in der Stadt, ein paar Stunden von ihrem Dorf entfernt. Am Abend, ehe sie



Altes Gehöft im Berner Jura. (Bleistiftzeichnung von E. Henziroß.)

abreisen mußte, war Alexander gekommen, und sie hatten voneinander Abschied genommen. Das Mädchen hing an seinem Hals, als könne es ihn nicht mehr lassen. Er küßte sie inbrünstig.

„Wir müssen halt warten, Cilli“, sagte er.

„Will's Gott, nicht gar zu lang“, gab sie zur Antwort.

„Daß du gehst, ist gut“, fuhr Alexander fort. „Wir könnten das nicht aushalten, beieinander zu bleiben und uns nicht heiraten zu dürfen.“

Sie plauderten eine Stunde lang.

„Das schickt dir die Bas zum Abschied“, sagte der Burtsche und übergab Cilli ein Päcklein. Es war ein schönes, breites Muster* aus Goldfiligran und Granaten, das sie auf der Hand wog.

„Sie ist doch eine Gute“, sagte das Mädchen.

Alexander seufzte. „Ja, ja“, sagte er und verschluckte, was er noch hatte sagen wollen. Darauf gingen sie auseinander. (Schluß folgt.)

*) Halskette, zur Tracht gehörend.

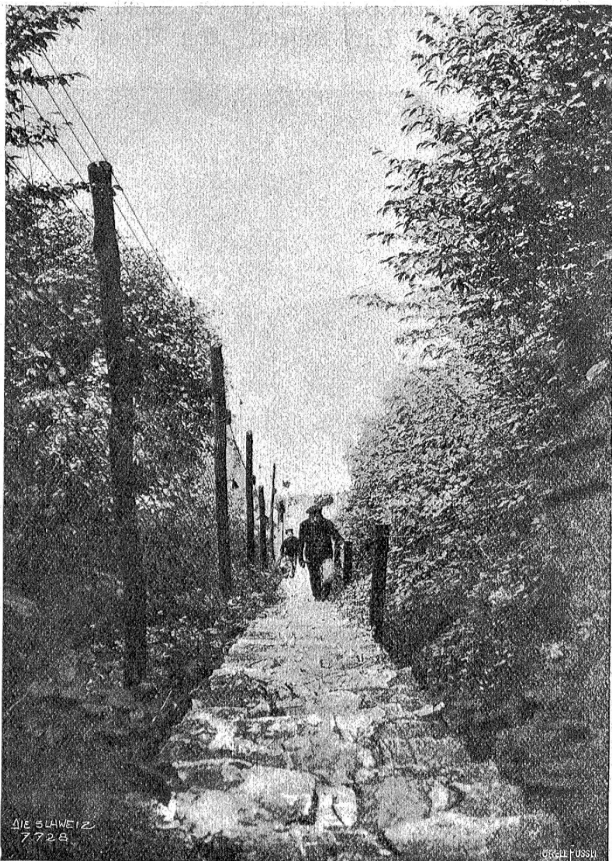
Bei den Schmugglern.

(Eine Grenzbefestigungserinnerung aus dem Südtessin.)

Abseits vom großen Verkehrsweg öffnet sich ein enges, abgelegenes, aber romantisches Bergtal. Gleich zu Anfang klettert der schmale, steinige Pfad in unendlichen Windungen einen steilen Hang empor, wo das Tälchen abschließt. Rechts unten, in gähnender Schlucht braust ein wilder Bergbach. Die klugen Tessiner haben seine unbändige Kraft sich längst durch die Errichtung eines Elektrizitätswerkes nutzbar ge-

macht. Am sonnigen Rain reifen Reben. Ein guter, feuriger Landwein wird hier gewonnen.

Weiter oben trittst du in einen Edelfastanienhain. Alte, knorrige Bäume spenden mit ihren schönen Kronen angenehmen Schatten. Einen eigenartigen Reiz bieten diese Wälder immer für dich, Nordländer, besonders im Herbst, wenn das Blätterdach in den buntesten Farben glänzt. Nament-



Schmuggler auf der Zolltreppe am Luganersee.

lich am Abend, wenn die scheidende Sonne ihre letzten Strahlen in den Kastanienwald wirft, gespenstige, lustige Schatten über den Boden huschen, dann lernst du seinen Reiz, eine vorher nicht gekannte Schönheit kennen. Immer und immer wieder gehst Du zur gleichen Stunde in diese Weltabgeschiedenheit.

Am Boden glänzen eine Menge brauner Dinger. Eine reiche Ernte haben die Kastanienbäume heuer abgeworfen, schad' nur, daß die schmackhaften Früchte nicht sorgfältiger gesammelt werden. Stachelige, zottige Körper aber, die unter den Bäumen liegen, laden nicht gerade zum Abstützen ein.

Doch höher empor. Endlich ist die größte Steigung überwunden. Der Weg folgt nun dem linken Talhang. Bevor du weiter gehst, wirf aber nochmals einen Blick zurück ins Tal des Verkehrs, hinab zur burggekrönten Stadt, hinüber zum stillen, blauen See, an dem sich so herrliche Stunden erträumen lassen, an dem du stets neue, ungeahnte Reize landschaftlicher Schönheiten entdeckst.

Eine Wegbiegung. Auf einem kleinen Plateau ist ein Tessiner-Bergdörflein hingebettet. An einigen Häusern entdeckst du schüchterne Versuche, die kahlen, öden Steinmauern mit Blumen zu beleben. Sonst der überall gleiche Typus der Tessiner-Bergdörfer: Niedere, unsaubere, oft stallartige Häuser, sehr häufig in den Zimmern nicht einmal ein Holzboden, enge steinige Gassen, in denen nicht selten die Notdurft verrichtet wird. Zwei solche Dörfchen passierst du in unserem stillen Bergtal.

Das letzte Dörfchen. Es unterscheidet sich nicht von den andern. Vielleicht sieht es noch ein bißchen ärmlicher, ein wenig schmutziger aus, sind die Weglein und Gäßlein noch etwas steiniger, enger. Ein einziges größeres, sauberes Haus. Es ist die schweizerische Zollstätte. Denn drüben über jenen zackigen Bergen beginnt ein anderes Land, Italien.

Selten kommen sonst Touristen in dieses Tal. Nir-

gends ladet ein schönes Hotel zu längerem Verweilen ein. Doch auch in dieses stille, abgelegene Grenzthal brachte unsere kriegerische Zeit Leben und Verkehr. Häufig schleichen lange Kolonnen auf Übungsmärschen das Tal hinauf. Ja, eine Woche lang stand auch ein größerer Posten im obersten Dörfchen: die Grenzwatch nach Süden.

Auf einem Rundgang durchs letzte Dörfchen komme ich zu einem düstern Wirtshaus. Zur offenen Türe herein sehe ich in einem kellerähnlichen Gemach dunkle, unheimliche Gestalten im Halbdunkel hin und her huschen. Verwundert trete ich hinzu, um die Sache einmal näher anzuschauen. Recht unhöflich wird mir die Türe vor der Nase zugeschmissen. Als Zivilist könnte man sich mit so etwas ja schließlich abfinden, nicht aber im Ehrenkleid des Vaterlandes. Es reizt mich, nun erst recht, und sei es mit Gewalt, einen Einblick in das geheimnisvolle Treiben zu werfen. Ich stoße also die Türe recht unsanft wieder auf und trete in das Gemach. Ungefähr ein Duzend verwegen und wild dreinschauender Männer mit struppigen, ungepflegten Bärten starren mich etwas verblüfft an. Irgend etwas Lichtscheues muß da im Gange sein. Bald komme ich auch dahinter. An den Wänden stehen eine Menge Säcke. Augenscheinlich waren die Männer bemüht, aus diesen großen Säcken sich in grauen Tüchern kleinere Lasten zurecht zu machen.

Es ist unzweifelhaft: Ich bin in eine jener Schmugglerwirtschaften gekommen, die man in jedem Grenzthal des Südtessins antrifft. Hier bereiten sich die Schmuggler auf ihre nächtlichen Gänge vor. Hier sammeln sie die zu schmuggelnden Waren, in der Hauptsache Tabak, dann Schokolade, Zucker usw.

Die Männer haben sich bald von ihrem ersten Erstaunen — Schrecken kann man nicht sagen, denn dieses Pflänzchen kennen die Schmuggler nicht —, daß ich es gewagt habe, in ihr Heiligtum einzudringen, erholt. Of-



Italienischer Grenzwächter.

fenbar merkten sie, daß von mir keine Gefahr droht. Sie werden zutraulicher, erzählen, berichten und wirklich gelingt es, ein Gespräch mit ihnen anzufangen. Sie machen aus ihrem Handwerk keinen Hehl, sagen, wohin sie die Waren tragen wollen, welche Wege sie benutzen, wie sie die Grenzwächter durch vorgetriebene Patrouillen, die keine Lasten tragen, täuschen. Es sind fast alles Italiener. Alle zwei Tage machen sie ihre anstrengende Tour und verdienen dabei an die dreißig Franken. Einen kleinen Teil müssen sie freilich den Hirten auf den Alpen, den Geißbuben, die ihnen über den Aufenthalt der Grenzwächter berichten, abgeben. Auf alle möglichen Weisen verständigen diese am späten Nachmittag die Schmuggler: durch Rauchfeuer, Signale mit glänzenden Gegenständen, Pistolenschüssen, Fiedler usw.

Aber es kommt auch vor, daß die Schmuggler zwei, drei, vier Mal in der nämlichen Nacht, immer an anderer Stelle, vergebens die Berge zu überschreiten versuchen. Die Grenzwächter haben etwas gemerkt, passen auf. Da kommen sie dann nach vergeblichen Versuchen am frühen Morgen in ihre Wirtschaft zurück, um in der folgenden Nacht ihr Glück nochmals zu probieren. Selten werden sie erwischt. Geht's nicht anders, so schleichen sie im letzten Augenblick die Lasten weg, und überschreiten als Aelpler, als Sennen, die ein Stück Vieh verloren haben, die Grenze. Freilich kennen ja die Grenzwächter ihre Pappenheimer. Aber was hilft's! Beweise fehlen, so müssen sie wohl oder übel die Leute ungehindert laufen lassen. Es soll aber auch vorkommen, daß die Grenzwächter mit den Schmugglern unter einer Decke stecken.

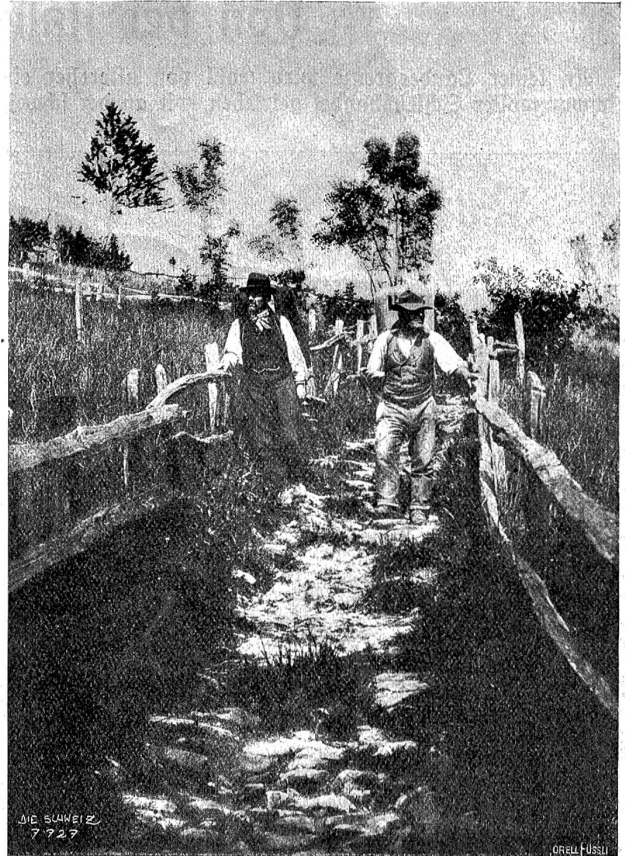
Noch viel anderes berichteten die Schmuggler in ihrer einfachen, schlichten Weise. Sie sehen gar nicht mehr so schrecklich aus. Ihre Augen leuchten, wenn sie von früheren Taten, gefährvollen Nächten, die sie glücklich überstanden, erzählen. Und nach und nach begreift man, wie sie dieses gefährvolle Leben und Treiben lieb gewinnen können, so lieb, daß nicht mehr der große Gewinn, sondern der „Reiz“, die Gefahr, ihnen die Hauptfache ist, die Gefahr, in der sie ihre ganze Verschlagenheit, ihre Ausdauer, auch wohl ihre Geduld zeigen können. Wie häufig müssen sie stundenlang warten, bis ihnen eine vorausgeschickte Patrouille durch einen Pfiff, einen verabredeten Vogelruf „reine Luft“, d. h. das Verschwinden der Grenzwächter meldet! Wie oft müssen sie stundenlange Umgehungen auf unwegsamen Strecken machen!

* * *

Weit droben auf der letzten Alpwiese steht unser letzter Grenzwachtposten und sucht Tag für Tag mit seinem Feldstecher die Grenze ab. Alles meldet er, damit der Führer sieht, wie ernst er seine Aufgabe erfährt hat. In der Nacht aber schärft er sein Ohr, paßt angestrengt auf das kleinste Geräusch auf, um ihm sofort mit schußfertigem Gewehr auf den Grund gehen zu können.

Eine schöne Septembernacht. Hell glitzern und funkeln die vielen tausend Sterne. Trostlos ragen die dunklen Berge zum nächtlichen Himmel empor. Im Tal drunten zieht der schäumende, zischende Fluß ein silbernes Band. Kein Lärm, kein Geschrei dringt in diese Bergeinsamkeit, unterbricht die hehre Stille. Der Soldat steht auf seinem Posten und hält treue Wacht. Immer und immer wieder unterbricht er seinen Gang, um zu horchen.

Da, was ist das? Sind das nicht Fußtritte in der stillen Nacht? Angestrengt horcht er in die fragliche Richtung, sucht mit seinem Blick die Dunkelheit zu durchbohren. Alles ist verstummt. Doch da tönt's wieder näher schon. Das Gewehr wird schußfertig gemacht. Da sieht er unten eine dunkle Linie sich langsam heraufschleichen. Wer mag es sein? Er ruft dem Postenführer. Sofort ist er zur Stelle. Endlich biegt die dunkle Linie um die Hütte herum. Vermummte Männer sind's, wohl 40 an der Zahl. Auf dem Rücken tragen sie in graue Tücher gewickelte Lasten. Die Schuhe sind mit Lappen sorgfältig umwickelt. Aha, drum



Schmuggler an der italienischen Grenze.

hörte man so wenig, klangen die Schritte so gedämpft. Der Postenführer spricht italienisch. Er wechselt einige Worte mit dem vordersten Mann. Er gibt Reiseziel und Ware an. Da keine Waren, auf die Ausfuhrverbote erlassen wurden, dabei sind, kann die Kolonne passieren. Noch lange schaut ihr der Soldat nach, sieht sie den steilen Bahübergang hinaufklimmen. Nichts hört er. Stunde um Stunde zerrinnt. Die Schmuggler werden wohl schon lange glücklich drüben sein.

Eine dunkle, düstre Oktobernacht. Heulend fegt der Wind durchs düstre Bergtal, wirft klatschend den Regen an die einsame Alphütte, wo unser Posten steht. Eine häßliche Sturmnacht! Da wird sicher niemand kommen. Und doch, gegen 10 Uhr vernimmt der Posten wiederum einen eigenartig schlurfenden Schritt. Und plötzlich taucht bei seiner Hütte — ungefähr 40 Mann stark — wiederum die ihm längst bekannte Schmugglerkolonne auf. Schweigend trottet einer hinter dem andern. Gegen das Unwetter schützen sich die Männer durch größere Einnummung. Verwundert starrt ihnen der Posten nach den üblichen Untersuchungen nach. Also auch dieses Wetter kann die Schmuggler nicht abhalten, ihr lichtscheues Handwerk auszuüben!

So ziehen die Schmuggler bis tief in den Winter hinein, bis hoher Schnee ihnen den Bergübergang verunmöglich, über die Bergpässe. Irgend ein nützliches Handwerk kennen sie gewöhnlich nicht und leben den Winter über von dem Gewinn, den ihnen der Sommer brachte. Freilich lauern viele Gefahren auf sie. Einer stürzt eines Tages über eine Felswand, weil er auf schlüpfrigem Wege ausrutschte. Ein anderer bricht auf der Flucht vor verfolgenden Grenzwächtern ein Bein, bleibt liegen, wird erwischt und geht schwerer Strafe entgegen. Andere werden von niedergehenden Lawinen verschüttet. Doch was ficht das die Uebrigen an! Deswegen gehen sie am nächsten Tage gleichwohl die nämlichen Wege. V.